

## Bei Panciu – 19. August 1917

Es war am 17. August 1917, unsere Kompanie lag seitwärts der Kirche von Panciu in Reserve. Wir hatten uns auf den Feldern, die sich an einer Lehne gegen die Straße erstreckten, eingegraben. Vor uns breiteten sich Obst- und Weingärten aus, in denen Wohn- und Preßhäuser standen. Sie waren leer, die Bewohner hatten die Flucht ergriffen und ihr Hab und Gut mitgenommen. Ich saß im Schatten eines Pflaumenbaumes, wo ich die ganze Umgebung überblicken konnte. Ruhig und friedlich lag die weite fruchtbare Ebene vor mir, da gab es Weizen- und Maisfelder von nie geahnter Pracht; auf den Straßen war kein Wagen, kein Geschütz und kein Roß zu sehen, da seitwärts der feindliche Fesselballon hoch in der Luft schwebte, dem keine Bewegung auf unserer Seite verborgen blieb. In der Ferne türmte sich das Gebirge von Siebenbürgen gleich einer gewaltigen Mauer auf. Die Sonne meinte es gut mit uns, drückend heiß war die Luft, kein Wind regte sich, eine unheimliche Stille umgab uns, das waren wir gar nicht gewöhnt; und doch gefiel es uns hier nicht; wir sehnten uns zurück nach Rußland, wo wir hinreichend Trinkwasser hatten; hier lernte ich den Durst kennen, der schrecklicher ist als der Hunger. Wir suchten uns reife Weintrauben oder Obst, um damit den quälenden Durst zu löschen.

Gegen Abend packten wir zusammen und marschierten durch die Häuser zur Kirche, die zahlreiche Spuren des Kampfes aufwies; die Türme und Kuppeln waren arg beschädigt. Hier lagen wir im Schatten, bis es ganz dunkel war und die Sterne am Himmel glänzten. Vor uns sahen wir die unzähligen weißen Leuchtraketen aufsteigen, die das Vorfeld beleuchteten; denn in Rumänien gab es keinen Schützengraben und Drahtverhau. Der Feind konnte uns bis in den Magen hineinsehen.

Auf unserem Feldweg ging es rasch vorwärts und wir hofften in einigen Minuten an Ort und Stelle zu sein; doch es kam anders. Der Gegner eröffnete ein mörderisches Feuer, das uns nötigte, hinter einem Damm Schutz zu suchen; hier legten wir uns nieder, die Kugeln sausten über uns hinweg, die Granaten schlugen ein, zerwühlten die Erde, aber verletzt wurde niemand; der Gegner schoß zu weit, die Artillerie hatte viele Blindgänger, was für uns ein Glück war. Wie lange wir hier zubrachten, weiß ich nicht; denn in solchen Augenblicken, wo der Mensch zwischen Leben und Tod schwebt, verliert er den Sinn für das Zeitmaß.

Mit Freude begrüßten uns die Kameraden, die wir ablösten; sofort begannen wir, uns Deckungen zu machen. Die Nacht war kühl, sodaß wir schnell in die Tiefe drangen. Als es dämmerte, hatte ich eine Grube von 1 m Tiefe fertiggestellt. Da legte ich mich nieder und schlief einige Stunden. Vor uns war ein großer Weingarten, an der Längsseite führte ein Weg in die Felder. Hier standen mächtige Nußbäume, in denen feindliche Scharfschützen saßen, die sofort schossen, wenn einer von uns den Kopf aus der Deckung herausstreckte.

Nachmittag stellten wir zwischen den Gruben Verbindungsgänge her, sodaß wir uns gegenseitig besuchen konnten.

Ich kroch vorsichtig in das Preßhaus, das fünfzig Schritte entfernt war. Es schaute mehr einer Scheune ähnlich und gehörte sicher einem Adeligen, da es gut gebaut und reinlich war. Drei Kameraden hockten in der Mitte und schnapsten, als ob sie daheim im Gasthause säßen. Ich schaute eine Weile zu, plötzlich krachte ein Schuß, Holzspäne flogen umher, der Dachstuhl stöhnte in allen Fugen, eine Granate hatte in die linke Ecke eingeschlagen. Wir fuhren blitzschnell bei dem Tor hinaus ins Freie und deckten uns. Glücklicherweise folgte kein zweiter Schuß. Ich trat vor das Preßhaus und schaute mir die Gegend an. In einer Mulde lag ein kleines Dorf, dessen Häuser in dem grünen Laubdach der Bäume ganz verschwanden. Beim Ortseingang stand ein Doppelposten, der mich bemerkte aber von der Schußwaffe

keinen Gebrauch machte, da ich auch keine hatte. Wie beneidete ich den einen, der aus einer Feldflasche trank und wir litten furchtbar unter dem Wassermangel. Die deutschen Kameraden erhielten täglich eine Flasche Trinkwasser. Da hatte jede Division einen Kraftwagen, auf dem ein großes Faß lag; damit fuhren sie bis in die vordersten Reihen. Weil unsere Leute überall tranken, wo sie ein Wasser fanden, so wurden viele krank und mußten abgeschoben werden.

In der Dunkelheit brachte der Gefechtstrain Munition, die gleich verteilt wurde, da am nächsten Tage ein Angriff geplant war. Den Brotsack füllten wir mit den sogenannten Eierhandgranaten die aber bei den Leuten nicht beliebt waren. Ein kühler Nachtwind erhob sich und brachte uns gegen Mitternacht einen kleinen Regen, sodaß wir einige Stunden fest schliefen. Um 4 Uhr früh erhoben wir uns und gingen 100 Schritte tiefer in den Weingarten hinein; hier gruben wir uns ein wenig ein, denn um 5 Uhr sollte ein Trommelfeuer beginnen, leider fehlten die schweren Geschütze, die Feldkanonen leisteten ihr möglichstes. Der Gegner rührte sich auch, sodaß ein Artillerieduell sich entwickelte, aber kein Trommelfeuer. Es war gut, daß wir die alte Stellung verlassen hatten, da sie der Gegner unter sein Feuer nahm und ordentlich zerwühlte. Die Leute ließen den Kopf hängen, weil das erhoffte und erwünschte Trommelfeuer ausblieb. „Heute zahlen wir drauf“, meinte einer. „Die Artillerie spart und die Infanterie muß es büßen“. Ein anderer stellte sich auf den Wurstigkeitsstandpunkt und erklärte kurz und bündig: „Wer fällt, hat denn Frieden und ist von dieser dr... Welt erlöst.“ Um acht Uhr erhielt jeder Mann ein Stück Brot und einen ... Rum; darüber waren einige empört, daß man mit Alkohol die Begeisterung aufpulverte. Ich verschmähte diese Zugabe, nur die Bosniaken leerten mit Wonne ihren Teil und tranken auch den der anderen. Bei ihnen galt doch der Satz: „Ka Rum, ka Sturm“! Jeder musste sich seine Uhr genau richten, der Angriffsplan wurde erörtert und besprochen, punkt zehn Uhr sollten wir vorgehen. Die Zeit füllten wir mit allerlei Gesprächen aus; ein Advokat aus Laibach versicherte mir, daß er noch heute in Gefangenschaft geraten werde; er war „politisch unverlässlich“. Ein Feldwebel, der die „Goldene“ hatte, sollte auf ein halbes Jahr zurückgehen, doch er blieb bei uns, da er wissen wollte, wie die Rumänen schießen.

Auf einmal ertönte der Befehl „Auf! Vorwärts!“ Wir eilten durch den Weingarten eine gewaltige Mauer dürrer Weinreben, die vielleicht schon jahrelang hier lagen, versperrte uns den Weg. Ein Fähnrich schwang sich in die Höhe, um Ausschau zu halten; von einer Kugel getroffen fiel er zurück. Jetzt hob die ganze Schwarmlinie mit den Gewehren das Hindernis und warf es auf den Feldweg. Wir hatten nun Aussicht und der Gegner Einsicht. Er eröffnete ein mörderisches Feuer; die Maschinengewehre knatterten; es waren Dum Dum Geschosse, deren sich der Gegner bediente. Wir stürmten durch das Feuer in ein Maisfeld, gruben uns ein und schauten, wo eigentlich der Feind steckt, doch der hatte seine Stellung so gut verdeckt, daß wir ihn nur sehr schwer finden konnten. Ein Gegner, der als Vorposten auf einem Baum hockte, fiel von mehreren Kugeln getroffen herab. Auf unserer Seite zählte ich einige Verwundete, die von der Sanität zurückgetragen wurden. Sie baten inständig, wir sollen sie nicht in die Hände des Gegners fallen lassen, weil es hieß: „Die Rumänen schneiden den Verwundeten die Ohren und Nasen ab und stechen ihnen die Augen aus.“

Die Nachbarkompagnie war „abgerissen“, es fehlte jede Verbindung. Dem mußte rasch abgeholfen werden, sonst schob sich der Gegner durch und wir waren in der Falle. Dazu nahm uns die Artillerie aufs Korn und überschüttete uns mit Granaten; es war ein unheimlicher Anblick, wie in unserer Nähe die Geschosse krepitierten, die Erde haushoch in

die Höhe schleuderten, daß die Maisstengel in der Luft nur so herumwirbelten. Schoß die Infanterie zu hoch, so machte die Artillerie den entgegengesetzten Fehler. Für uns war es ein Vorteil, sonst wäre jeder hier auf dem Felde der Ehre gefallen. In diesem Höllenkonzert verstand man keine Befehle. Der Leutnant gab mir zu verstehen (durch Zeichen), ich müsse die Verbindung mit der Nachbarkompagnie herstellen. Wen sollte ich abschicken? Die alten Landsturmmänner waren Familienväter, die jungen standen heute zum ersten Male im Kampf und man sah ihnen die Angst am Gesichte an. Da kroch ich selbst nach rechts, um die Verbindung zu suchen. Der Gegner bemerkte meine Bewegungen und begann ein lebhaftes Feuer, nur gut, daß alle Kugeln über mich in die Erde schlugen. Das erste Hindernis – ein lebender Zaun – übersprang ich, das zweite – ein Drahtzaun – hinderte mich am weiteren Vordringen. Eine Drahtschere war nicht zu bekommen, die Nachbarkompagnie konnte ich nicht entdecken. Nun blieb ich eine Weile liegen. Da erhielt ich den Befehl, mich bis zum Wege zurückzuziehen; denn der Feind hatte das Feuer eingestellt.

Neben dem Wege befand sich eine kleine Hütte, hinter der sich die Kompanie sammelte; unsere Reihen waren gelichtet, die meisten waren tot, nur wenige verwundet. Hier auf dem steinigen Wege sollten wir uns eingraben; wir kamen über den Versuch nicht hinaus, da wir unsere Spaten nicht in den harten Boden brachten. Da blieb nichts übrig, als den Rückzug anzutreten. Obwohl uns die Feinde bemerkten, verhielten sie sich ganz ruhig. Einige Verwundete nahmen wir mit und erreichten wieder die Ausgangsstellung, wo schon die Reserven lagen, die zu unserer Unterstützung herbeigerufen wurden. Schnell richteten wir uns her, da ein feindlicher Gegenstoß zu befürchten war. Ich blickte auf meine Taschenuhr; es war 2 Uhr nachmittags.

Die Rumänen erschienen nicht; wir zählten unsere Verluste, sie betragen fast ein Drittel des Standes. Der Advokat aus Laibach war verschwunden, ob tot oder gefangen, niemand wußte es. Der Feldwebel, der die Goldene hatte, war tot, ein Kopfschuß hatte ihn niedergestreckt.

In dem Preßhaus lagen noch viele Verwundete, die dann zurückgetragen wurden.

In der Dunkelheit zündete der Gegner die dürrn Reben an; bis gegen Mitternacht brannte das Feuer, dessen Schein das Vorfeld taghell beleuchtete, sodaß wir aus unserer Deckung nicht herauskriechen durften.

Zwei Tage nach dem unglücklichen Angriff wurden wir abgelöst; es kamen deutsche Truppen. Unser Regiment verließ Rumänien und fuhr nach Italien. Mit dem Vormarsch nach Bessarabien, von dem wir geträumt hatten, war es nichts. Viele hatten sich schon gefreut auf die Gänse, Enten usw. Ich wurde in ein Spital gebracht, wo ich nach einiger Zeit erfuhr, daß die Deutschen nach einem heftigen Trommelfeuer die Ortschaft mit geringen Verlusten erstürmt hatten.

19. August 1917 – es war einer jener schweren Schicksalstage des Schützenregimentes Nr. 24, der jedem Kameraden unvergeßlich bleiben wird. Viele mußten hier ihr Leben lassen und ruhen in fremder Erde weit von ihrer Heimat.

[Panciu (ungarisch Páncsu) ist eine Kleinstadt im Kreis Vrancea in Rumänien]

Veröffentlicht in: Mistelbacher Bote, Jg. 58, 19. 8. 1935, Nr. 40, S. 5 - 6